

SACHBUCH

Reich ohne Mitte

Der Hamburger Sinologe Kai Vogelsang legt eine fulminante Geschichte Chinas vor.

VON Matthias Naß | 20. September 2012 - 08:00 Uhr



Zeichnung einer chinesische Familie um 1800

Chinas 5.000-jährige Geschichte – es schreibt sich so leicht dahin. Die Floskel geht zumeist einher mit einer Verbeugung vor der Kontinuität einer unvergleichlichen Kultur, die aus der Frühzeit bis in die Gegenwart reicht und die gerade eine neue, verblüffende Vitalität entfaltet. Beispiellos!

Nichts daran ist falsch, gewiss nicht die Bewunderung für die Leistungen der jahrtausendealten chinesischen Kultur. Falsch ist allein die Floskel selber, das schnell dahingesagte oder -geschriebene Wort. Denn sie blendet allzu leicht das Komplexe und Ambivalente aus. Nun sind es aber gerade die Brüche, die Abstürze und Neuanfänge, die den Reichtum der Geschichte ausmachen. Eine Geschichtsschreibung, die Diskontinuitäten negiert, wird zur Ideologie. In diesem Fall heißt das: Es gibt das »ewige China« nicht, hat es nie gegeben.

Dies ist die Arbeitshypothese, mit der sich der Hamburger Sinologe Kai Vogelsang ans Werk gemacht hat. In seiner fulminanten *Geschichte Chinas* legt er sich mit der traditionellen chinesischen Historiografie ebenso an wie mit der klassischen Sinologie des Westens. Sein donnerndes Verdikt: »China« und die »Chinesen« sind Geschöpfe der Geschichtsschreibung.« China und die Chinesen in Anführungszeichen, das fängt ja gut an!

Auf den folgenden mehr als 600 Seiten fehlen die Anführungszeichen dann meist wieder, und das ist auch richtig so. Denn natürlich gibt es eine chinesische Geschichte, was auch Vogelsang keineswegs bestreitet. Wogegen er sich wendet, ist die »ahistorische

Perspektive« einer Kontinuität der chinesischen Kultur, ist das »Dogma« von der Einheit des Landes, ist die »Fiktion« einer rechtmäßigen Linie in der Abfolge der Dynastien inklusive Weitergabe eines dubiosen »Mandats des Himmels«.

Oder, wie er den Anspruch seiner Arbeit formuliert: »Diese Geschichte Chinas geht davon aus, dass Kultur in China von Anbeginn nicht durch Einheitlichkeit, sondern durch Vielfalt geprägt war.« Weil bekanntermaßen einige der größten Dynastien ohnehin keine »chinesischen« waren, darunter eine mongolische (Yuan-Dynastie, 1271 bis 1368) und eine mandschurische (Qing-Dynastie , 1644 bis 1912). Weil überhaupt die Chinesen von Beginn an ein buntes Gemisch aus Han-Volk und allen möglichen »Barbaren« aus den Grenzregionen des Reiches waren. »Die Wiege der chinesischen Kultur stand keineswegs nur am Gelben Fluss.«

Mit anderen Worten, hier löckt einer kräftig wider den Stachel. Herausgekommen ist dabei ein Werk von staunenswerter Gelehrsamkeit, mit der sich der noch recht junge Vogelsang (Jahrgang 1969) in die Riege der großen Hamburger Sinologen einreicht.

Schaut nicht allein auf die großen Namen der Dynastien, schreibt er, nicht allein auf die Herrscher und ihre Schlachten, sondern mehr auf die gesellschaftlichen Bewegungen. Schaut nicht nur auf das Zentrum, sondern auch auf die einflussreichen Familien und die Regionalfürsten. Tatsächlich ist der Kampf zwischen Zentrum und Peripherie bis heute ein Dauerthema der chinesischen Geschichte. Und dabei war und ist die Zentralmacht häufig viel schwächer als gemeinhin angenommen.

Auch Vogelsangs Geschichte Chinas hält sich an die Abfolge der Dynastien. Aber sie setzt die Zäsuren anders, gewichtet den sozialen Wandel stärker als den Aufstieg und den Fall der Herrscherhäuser. So beginnt für ihn die Neuzeit Chinas mitten in der Tang-Dynastie (618 bis 907), die Kaiserzeit endet lange vor der bürgerlichen Revolution und dem Ende der Qing-Dynastie 1912 , nämlich schon im Jahr 1793. Vogelsang will »fraglose Kontinuitäten auflösen und zugleich den Blick auf Zusammenhänge lenken, die durch herkömmliche Unterteilung allzu leicht verdeckt werden«.

Das gelingt ihm deshalb so gut, weil er zu Beginn jedes Kapitels prägnant die großen Entwicklungslinien des dargestellten Zeitraums umreißt. Jeder Abschnitt hat zudem eine eigene Zeittafel, die eine rasche Orientierung erlaubt. Was dem Werk aber seinen besonderen Reiz gibt, sind die ein- bis zweiseitigen Begriffserklärungen, die Vogelsang in seinen Text einstreut. Stichwörter wie »Jade«, »Schrift«, »Die Große Mauer«, »Tribut«, »Korruption« oder »Mao-Kult« fügen sich zu einem eigenen kleinen China-Lexikon. Die vielen eingestreuten literarischen Zitate, Gedichte, Auszüge aus Geschichtswerken machen die Lektüre nur noch angenehmer.

Vogelsang zeigt, dass Umbruchzeiten wie das Zeitalter der »Frühlings- und Herbstannalen« (722 bis 481 v. Chr.) oder der »Kämpfenden Staaten« (475 bis 221 v. Chr.) gesellschaftlich oft die produktivsten Perioden waren. »Gerade die Zeiten politischer

Desintegration waren in der Geschichte Chinas zugleich Zeiten geistigen Auftriebs und höchster kultureller Leistungen.«

Wie im Altertum, so auch nach dem Ende des Kaiserreichs 1912. Gegen die damals nach der Macht greifenden restaurativen Kräfte gingen die Studenten im Namen von Demokratie und Wissenschaft auf die Straße. Das literarische Leben blühte auf, in den neu gegründeten Zeitungen riefen Intellektuelle nach Reformen. »Wie so oft, wenn China politisch zerrissen war, erwachten die kulturellen Kräfte zu umso regerem Leben. Als die Revolution politisch am Ende war, sollte sie kulturell erst beginnen.«

Immer wieder kehrt Vogelsang zu der Frage zurück: Was heißt das eigentlich – chinesisch? China war ja über Jahrtausende kein fest gefügtes Reich mit klaren Grenzen. Es verstand sich als Mittelpunkt der Welt und wurde doch immer wieder von den Völkern an seinen Grenzen überrannt. Einmal an der Macht, prägten sie das Reich – und wurden von diesem geprägt. Die Mandschuren der Qing-Dynastie etwa »gaben sich in Beijing chinesischer als die Chinesen«.

Der Frage nachzuspüren, was eigentlich das »Chinesische« an China sei, ist ein delikates Unterfangen in Zeiten, in denen der Nationalismus blüht. China strebt nach Weltgeltung, es strotzt vor Selbstbewusstsein. Die Erfolge der Reformpolitik Deng Xiaopings machen die Welt staunen; sie hat das Land gerettet nach dem Wahn von Maos »Großem Sprung vorwärts«, der zur vielleicht größten Hungersnot der Menschheitsgeschichte wurde, und nach dem Wüten der »Großen Proletarischen Kulturrevolution«.

Die Führung der Kommunistischen Partei muss derzeit um ihre Macht nicht fürchten. Und doch wirkt sie unsicher. Nichts ist ihr wichtiger als die Wahrung der nationalen Einheit. Verspielte sie diese, verlöre sie ihre Legitimität. »Das Grundproblem der chinesischen Gesellschaft«, schreibt Vogelsang, bleibe »die Ordnung einer heterogenen Gesellschaft«. Das gelte heute wie zu allen Zeiten.

Es sei deshalb kein Zufall, dass die von der KP propagierte »harmonische Gesellschaft« den Konfuzianismus zu neuen Ehren kommen lasse, der schon im Altertum die »Ideologie des bürokratischen Absolutismus« gewesen sei.

Harmonisch ist das heutige China wahrlich nicht. Es ist voller Gegensätze und Spannungen: zwischen Stadt und Land, zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen Arm und Reich – und damit ein getreues Abbild seiner 5.000-jährigen Geschichte. Man begreift die Herausforderungen, vor denen das Land steht, viel besser, wenn man die oft grandiose, oft grauenvolle Geschichte des Riesenreiches studiert. Vogelsangs fabelhaftes Werk ist jedem, der sich dieser Mühe unterziehen will, ans Herz zu legen. Ein großer Wurf.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2012/39/Kai-Vogelsang-Geschichte-Chinas>